SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN
ISSN 1420-5041
192. JAHRGANG
24. OKTOBER
19 | 2024

Aufmerksam – den Blick weiten

(Bild: flickr.com)

Aufmerksamkeit definieren wir gemeinhin so, dass wir Menschen willentlich unser Bewusstsein auf etwas lenken und dies festhalten. Da unser Bewusstsein aber beschränkte Ressourcen hat, müssen wir die Ziele unserer Aufmerksamkeit auswählen. Was bedeutet das – für uns als Einzelpersonen, als Gesellschaft, als Christinnen und Christen?

In meinem familiären Umfeld habe ich seit Jahren mit verschiedenen Spielarten des Aufmerksamkeitsdefizitsyndroms kombiniert mit Hyperaktivität (ADHS) zu tun. In der Regel wird ADHS bei Kindern festgestellt, die sich leicht ablenken lassen, nicht zuhören und Mühe haben, an einer Sache dranzubleiben. Erwachsene, die sich mit einer solchen Diagnose auseinandersetzen, berichten oft, wie schwer es ihnen fällt, das ständige Gedankenkarussell zu stoppen oder plötzliche Wutausbrüche zu bändigen. Ein guter Umgang mit ADHS hingegen ermöglicht es, liebevoller mit sich umgehen und die eigenen Gefühle deutlicher wahrzunehmen. Aufmerksamkeit aufzubringen ist demnach ein wichtiger Faktor für das persönliche Wohlbefinden.

Was unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, bestimmen gesellschaftliche Leitideen. Die letzten Jahre haben überdeutlich vor Augen geführt, wie mangelnde Aufmerksamkeit in Form von Nicht-Hinschauen oder Nicht-Wissen-Wollen auftritt: So haben Historikerinnen und Historiker anhand von Quellen nachgewiesen, dass fast alle Probleme des sexuellen Missbrauchs im Umfeld der katholischen Kirche bereits im 17. und 18. Jahrhundert bekannt waren. Dieses Wissen hatte aber keine Konsequenzen. «Schaut doch hin!» lautet die Forderung, wenn wir heute über Vernachlässigung, Vereinsamung und Gewalt in unserer unmittelbaren Nachbarschaft hören. Aber staatsbürgerlich legitime Aufmerksamkeit, echtes Interesse am Gegenüber und detektivisches Misstrauen lassen sich mitunter schwer voneinander abgrenzen. Und in einigen Jahren werden wir wohl Rede und Antwort stehen müssen über vieles, was wir heute ignorieren oder bagatellisieren.

In der Bibel zeigt sich ein interessantes Bild: Da ist zunächst die Aufmerksamkeit Gottes gegenüber dem Menschen im Alten Testament. Der Schriftsteller Karl Ove Knausgård schreibt über seine Erfahrungen bei der Neuübersetzung der norwegischen Bibel: «Man könnte fast den Eindruck gewinnen, dass Gott echtes Interesse an den Menschen hatte», denn «schon der nichtigste Anlass reichte aus, um ihn sich zeigen und zu den Menschen sprechen zu lassen». Jesus hingegen scheint nicht der aufmerksamste Zeitgenosse gewesen zu sein. Häufig ist er mit etwas anderem beschäftigt, wenn die Aussenwelt in Gestalt eines blinden Bettlers oder einer kranken Frau über ihn hereinbricht. Manchmal braucht es zweimalige Ansprachen, laute Worte und Berührungen, um Jesus Aufmerksamkeit abzuringen. Und doch mahnt er in drei Gleichnissen zu Wachsamkeit. Aufmerksamkeit ist das Werkzeug, die Treue zum wiederkehrenden Christus zu bewahren. «Jemand muss wachen», schreibt Silja Walter im «Gebet des Klosters am Rande der Stadt», denn: «Wer weiss denn, wann du kommst?»

*Ann-Katrin Gässlein**

«Den Menschen sehen»

Die Sprachwissenschaftlerin Mechthild R. von Scheurl-Defersdorf achtet auf die Entwicklungen und Wirkungen der Sprache. Im Gespräch mit der SKZ erzählt sie von ihrer Beobachtung, dass Menschen oftmals in der Sprache verloren gehen.

SKZ: **Frau von Scheurl-Defersdorf, welche Entwicklungen beobachten Sie in den letzten Jahren?**
Mechthild R. von Scheurl-Defersdorf: Ich habe den Sprachgebrauch in den letzten Jahren als oft wenig bewusst wahrgenommen. Die Menschen reden einfach und wissen nicht wirklich, was sie sagen. Was mir auffällt und mich bekümmert, ist ein hoher Anteil an Wörtern, die etwas Gewalttätiges oder Kriegerisches beinhalten. Ich hörte letzthin eine Radiosendung, in der sich zwei Personen zu einer Rede äusserten, die jemand gehalten hatte. Da war zuerst die Frage: «Wie hat sich der Redner in seiner ersten Rede geschlagen?» Etwas später im Gespräch sagte die eine Person: «Ja, der Redner war schlagfertig» und anschliessend meinte sie: «Er hatte schlagfertige Argumente.» Ich frage mich: Warum ist so viel Aggression in der Sprache, wenn es nur darum geht, dass sich zwei miteinander zu einer Rede unterhalten? Wohin geht unsere Gesellschaft, wenn viele Menschen häufig ein gewaltvolles Vokabular benutzen? Wo höre ich Wörter wie Frieden, Gemeinschaft, Dialog, Freundlichkeit, Wohlwollen? Was wollen wir in unserer Gesellschaft fördern – Zwiespalt und Konflikte oder Dialog und Gemeinschaft?

Haben Sie weitere Beobachtungen?
Ja, weiter nehme ich in Gesprächen häufig Passivwendungen wahr. Etwas wird gemacht, etwas muss bekannt gemacht werden. Ich weiss nicht, wer was tut. Ich kenne weder die Verantwortlichen noch jene, die handeln. Eine von Passivsätzen geprägte Sprache verhüllt und verheimlicht etwas. Ich erfahre nur einen Teil der Wahrheit. Das Fehlen wichtiger Informationen macht mich als Hörerin hilflos; ich fühle mich ausgeliefert und empfinde eine latente Aggression. Diese Häufung von Passiv lässt auch die Menschen im Hintergrund verschwinden, die etwas tun. Da ist weder von Frauen und Männern die Rede und auch nicht von Kindern, sie verschwinden ganz aus der Sprache. Meine Überzeugung ist, wenn ich ein höheres Mass an Achtsamkeit entwickle für die Menschen, dann werde ich aufgrund meiner wertschätzenden Haltung Frauen, Männer, Diverse und Kinder benennen und so sichtbar machen.

Bislang marginalisierte Menschen in der Sprache sichtbar zu machen, ist ein Grundanliegen einer geschlechtergerechten Sprache. Ich habe den Eindruck, dass manche die geschlechtergerechte Sprache verwenden, weil sie meinen, sie müssen sie gebrauchen. Ich bin der Ansicht, das wirkt nicht. Wie sehen Sie es?

Mechthild R. von Scheurl-Defersdorf studierte Englisch, Französisch und Arabisch. Mitte der Neunzigerjahre begründete sie das «Lingva Eterna» Sprach- und Kommunikationskonzept (https://lingva-eterna.de) und leitet seit 1999 das gleichnamige Institut für bewusste Sprache. (Bild: zvg)

Die Frage ist ausserordentlich wichtig. Bei «Lingva Eterna» gehen wir davon aus, dass die Sprache ihr volle Wirkung erst dann entfaltet, wenn wir sie nicht nur denken, sondern auch fühlen. Ich frage die Seminarteilnehmer jeweils: «Wenn ihr diesen Satz hört, was habt ihr für ein Bild?» Wenn sie ein Bild haben, dann haben sie auch eine Empfindung dazu. Dann werden in der Folge Denken und Fühlen auch ihr Handeln prägen. Solange ich nur Worthülsen benutze und sie nur denke, erreichen sie das Herz und damit die Handlungsebene nicht. Wenn jemand eine geschlechtergerechte Sprache nur anwendet, weil man es so macht, dann hat der Aufruf zu einer geschlechtergerechten Sprache seinen Sinn verfehlt.

Beruflich begegne ich oft folgenden Gendervarianten: Seelsorgende und kirchliche Mitarbeitende. Welche Wirkung hat diese Variante?

Dieses Partizip Präsens Aktiv – die Studierenden, die Mitarbeitenden, die Seelsorgenden – benennt, was jemand soeben tut. Der Mitarbeitende ist derjenige, der soeben mitarbeitet. Diese Variante hat eine weitreichende Wirkung. Mitarbeitende sind Menschen, die immerfort mitarbeiten, von früh bis spät. Und auf einmal ist ein Anspruch da, dass sie an sieben Tagen die Woche 24 Stunden erreichbar sein sollen. Sie sind keine Pausemachenden. Sie dürfen nicht in Elternzeit gehen oder abends die Arbeit hinter sich lassen und sich ihrem Privatleben widmen. Sie sind Mitarbeitende. Ich finde den Preis dieser Variante sehr, sehr hoch, zumal sie dem Gendern ausweicht. Bei Mitarbeitenden habe ich auch kein lebendiges Bild. Ich weiss nur kognitiv, was Mitarbeitende sind.

Wie geht gendern, ohne auszuweichen?
Ich differenziere gerne zwischen Singular und Plural. Davor sage ich kurz ein persönliches Wort: Ich empfinde es als wertvoll, dass ich mir durch die Diskussion zum Thema Gendern viel mehr Gedanken mache: Von wem rede ich? Sind es Männer? Sind es Frauen? Da habe ich in meinem Denken und Fühlen ein Mehr an Bewusstheit gewonnen. Vor zehn Jahren war es noch gängig, dass eine Frau in Deutschland sagte: «Ich bin Lehrer.» Der Sprachgebrauch hat sich weitgehend gewandelt und Frauen sagen inzwischen im Allgemeinen: «Ich bin Lehrerin.» In den Ländern der ehemaligen DDR höre ich bei Frauen noch immer häufig «Ich bin Lehrer». Ich merke, das irritiert mich masslos. Das Gendern hat mir als Frau ein Mehr an Bewusstheit gegeben. Ich meine, dass viele Frauen davon profitierten und weiterhin profitieren werden. An diesem Punkt ist viel Fruchtbares geschehen. Für den Singular finde ich das Gendern richtig gut.

Wie sieht es beim Plural aus?
Beim Plural ist Gendern anspruchsvoll. Das Flektieren der Substantive und Artikel setzt Grenzen. Auch soll ein Text lesefreundlich sein. Ich handhabe es so: Ich schaue genau hin, wer ist da oder gemeint und entsprechend wähle ich die Form. Ich sage «die Teilnehmerinnen und Teilnehmer» oder auch «es waren rund 80 Teilnehmer und ein paar Teilnehmerinnen anwesend». Die Teilnehmerliste heisst bei mir neu Anwesenheitsliste. Ich werde kreativ und findig in neuen Formulierungen. Tendenziell empfinde ich Gendern im Plural kompliziert und verkrampft. Ich frage mich stets, habe ich jenen, die bis anhin in der Sprache unsichtbar waren, Gerechtigkeit widerfahren lassen? Wenn wir nur darauf schauen, ob wir beim Reden und Schreiben richtig gendern, geht m. E. der Inhalt und die Lebendigkeit der Sprache verloren. Ein wichtiges Kriterium sind mir deshalb folgende Fragen: Fühle ich den Inhalt dessen, was ich schreibe? Habe ich ein Bild? Ich habe letzthin eine interessante Erfahrung gemacht, wie Sprache Menschen unsichtbar werden lässt. Ich schrieb einen Artikel für eine renommierte pädagogische Zeitschrift und habe ihn sehr differenziert geschrieben, auch im Blick

Zum Thema

Meine Wirklichkeit lässt Gott aufmerken

«Wie aufmerksam von dir!» Dieser Satz ist mir in letzter Zeit öfters über die Lippen gegangen. Immer wieder kam es vor, dass ein Bedürfnis von mir gesehen wurde und dass ein Gegenüber darauf eingegangen ist – ohne dass ich es erst artikulieren musste. Ich wurde von einem Mitmenschen gesehen mit dem, was mich gerade beschäftigte und (mehr oder auch weniger offensichtlich) umtrieb. Aufmerksam war in solchen Situationen nicht nur der oder die Andere; die Aufmerksamkeit stand auch auf meiner Seite. Denn wie oft begegneten mir wohl schon Menschen in dieser Haltung, gingen achtsam auf mich ein und mit mir um, und ich realisierte das gar nicht?

Solche zwischenmenschlichen Erfahrungen rühren an mein Gottesbild. Sie richten meinen Fokus auf die Aufmerksamkeit als ein Gottesattribut: Gott bleibt nicht stoisch und statisch bei sich; Gott merkt auf, lässt sich von meiner Wirklichkeit (und Wenigkeit) «stören», bewegen, berühren. Die erlebte Offenheit und Sensibilität eines Gegenübers für das, was bei mir und in mir gerade ist, deute ich auf Gott hin: Ja, ich werde tatsächlich gesehen, muss mich und meine Empfindungen nicht erst erklären, rechtfertigen oder in ein bestimmtes Licht rücken.

Wie bei allen menschlichen Erfahrungen, die auf Gott übertragen werden, hat auch das Bild des aufmerksamen Gottes seine Grenzen. Menschliche Aufmerksamkeit funktioniert wie eine Taschenlampe; die beschränkten Bewusstseinsressourcen werden auf einen bestimmten Bereich der Realität gerichtet und erleuchten diesen, während zugleich vieles im Dunkeln belassen wird. Umso mehr berührt es mich, wenn gerade meine konkrete und kontingente Situation ein menschliches Gegenüber aufmerken lässt. Und gleichzeitig erahne ich, dass Gott in dieser Hinsicht so viel mehr ist – quasi die Aufmerksamkeit in Person. **Isabelle Senn***

* Dr. Isabelle Senn (Jg. 1985) studierte Theologie in Freiburg i. Ü., Maynooth (IRL) und Münster (D). Nach einigen Jahren in der Pfarrei- und Hochschulseelsorge ist sie auf der Fachstelle Bildung und Propstei der Römisch-Katholischen Kirche im Aargau tätig. (Bild: Pia Neuenschwander)

auf eine geschlechtergerechte Sprache. Der Lektor sandte mir meinen Artikel lektoriert zurück und bat mich um mein Einverständnis. Ich las meinen Text und sah, dass er etliche meiner Sätze in die Passivform gesetzt hat. Neu hiess es: «Die Kinder werden gefördert.» Im lektorierten Text gab es keine Erzieherinnen und Erzieher mehr. Der Passivsatz nennt nicht, wer die Kinder fördert. Was ist passiert? Der Lektor wollte richtig gendern und flüchtete sich in Passivkonstruktionen – auf Kosten der Erzieherinnen und Erzieher, für die diese Zeitschrift ist.[1] Da passierte genau das Gegenteil von dem, was das Anliegen der geschlechtergerechten Sprache ist. Ich finde das schlimmer, als wenn nur die männliche Version dastehen würde. Die handelnden Menschen gehen sprachlich verloren. Der Text erschien letztlich mit Aktivsätzen und der Nennung der Erzieherinnen und Erzieher. Eine geschlechtergerechte Sprache ist wichtig. Wenn sie jedoch darauf hinausläuft, dass Menschen in der Sprache verloren gehen, sehe ich das kritisch. Und ich habe noch einen Punkt: Wenn ich immer hinschauen muss, ist es ein Mann oder eine Frau, könnte es sein, dass dies etwas Sexistisches hat?

«Ein wichtiges Kriterium ist mir folgende Frage: Fühle ich den Inhalt dessen, was ich schreibe?»

Mechthild R. von Scheurl-Defersdorf

Ihnen geht es darum, den Menschen sichtbar zu machen und Gemeinschaft aufzubauen. Was können wir mit Sprache tun, um dem einen Schritt näher zu kommen?

Ja, mir geht es darum, den Menschen zu sehen, mit ihm in Beziehung zu gehen und ihm zu zeigen, dass ich ihn sehe. Es geht mir um eine noch menschlichere Gesellschaft und auch darum, in Unternehmen eine Haltung zu fördern, in der die Verantwortlichen primär den Menschen sehen mit seinen Talenten und Fähigkeiten und ihm die für ihn gemässe Aufgabe geben. Dazu habe ich ein Zitat von Dalai Lama: «Menschen wurden erschaffen, um geliebt zu werden. Dinge wurden geschaffen, um benutzt zu werden. Der Grund, warum sich die Welt im Chaos befindet, ist, weil Dinge geliebt werden und Menschen benutzt werden.» Wenn wir die Menschen nicht mehr sehen, dann sehen wir die Dinge. Und bei Passivsätzen geht es um die Leistung, und nicht um diejenigen, die die Leistung erbringen. Ihre Frage ist, was können wir tun, um den Menschen zu sehen. Gerade in Bezug auf das Angeben des Geschlechts können wir benennen, wer da ist. Also es sind vier Büroangestellte und sieben Handwerker anwesend. Und nicht nur elf Mitarbeiter. Da differenziere ich aus. Die Personalpronomen finde ich eine hervorragende Möglichkeit, um den Menschen zu sehen. Ich kann der Arbeitskollegin sagen: «Schönes Wochenende noch» oder «Julia, ich wünsche dir ein schönes Wochenende». Die zweite Version fördert die Beziehung. Die Arbeitskollegin fühlt sich gesehen. Eine weitere Möglichkeit: In der Berufswelt sind Namenskürzel beliebt: «MH wird die Aufgabe übernehmen.» Der Mitarbeiter hat einen ganzen Namen. Indem ich seinen Namen ausschreibe, mache ich ihn sichtbar. Es scheint eine Kleinigkeit zu sein, sie hat es jedoch in sich. Sie ist aus meiner langjährigen Erfahrung als Sprachtrainerin äusserst wirkungsvoll.

Die deutsche Sprache kennt das generische Maskulinum. Mir scheint, dieses ist heute verpönt. Worin sehen Sie seine Vorteile?

Beim Genus sind zunächst das biologische Geschlecht und das grammatikalische Geschlecht zu unterscheiden. Die deutsche Sprache hat das generische Maskulinum geschaffen, nicht als Geschlechterangabe, sondern um eine Gruppe von Menschen zu benennen, die das Gleiche tut. Das generische Maskulinum bietet die hervorragende Möglichkeit, eine Gruppe, die etwas Verbindendes hat, mit dem verbindenden Element zu benennen. Zum Beispiel: «Der See war zugefroren. Schlittschuhläufer kurvten auf dem Eis und hatten viel Spass.» Ich sehe eine bunte Schar von Menschen – Kinder, junge Menschen, Frauen und Männer –, die Eis laufen und vor Freude strahlen. Das generische Maskulinum benutze ich, um lebhafte Bilder zu entwickeln.

Das ist schön. Das generische Maskulinum lenkt den Blick auf das, was Menschen verbindet.

Ja, es verbindet Menschen. Da sind die, die Schlittschuh laufen, Berge besteigen, seelsorgerlich tätig sind. Zuerst nenne ich jeweils das Gesamtbild und danach differenziere ich. Das generische Maskulinum ist ein grosser Schatz in unserer Sprache, der mit Achtsamkeit gepflegt werden will. Wir haben in unserer Gesellschaft, also in Deutschland, eine starke Tendenz zu polarisieren, statt Gemeinschaft aufzubauen. Das generische Maskulinum zeigt, was Menschen verbindet und sie eint. Es ist heute m.E. eine dringende Aufgabe, die Menschen zu sehen und Gemeinschaft aufzubauen. In der Bibel heisst es: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.» Ich kann in ihm einen Bruder, eine Schwester in Christus sehen.

Aus diesem Gespräch nehme ich mit, dass ich im Blick auf entzweiende Strömungen in der Gesellschaft bewusst das Verbindende nenne, bevor ich differenziere. Frau von Scheurl-Defersdorf, ich danke Ihnen herzlich für dieses anregende und erhellende Gespräch.

Interview: Maria Hässig

[1] Siehe zur Wirkung von Passivsätzen auch: Scheurl-Defersdorf, Mechthild R. von, In der Sprache liegt die Kraft. Klar reden, besser leben, Freiburg i. Br. [2]2020, 98–103.